

# Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge

Ist es nicht befremdlich, in einer Großstadt am Karfreitag zwischen Touristen am Hafen und kopfschüttelnden Spaziergängerinnen am Wegesrand in einer Schar von Menschen mit einem Holzkreuz durch die Gegend zu laufen?

Ist es nicht eher katholisch, eine Prozession zu machen? Und ist diese Prozession in ihrer Schlichtheit im Vergleich zu den schön geschmückten Marien- oder Heiligenprozessionen nicht eine Zumutung?

Sind die politisch Aktiven da nicht fehl am Platze, die, gerahmt von Taizé-Gesängen und Gebet, auch mitgehen? Und sind nicht die Frommen wirklich närrisch, sich das anzutun?

All das sind übliche Fragen, die eher den christlichen Kern des Kreuzwegs in seiner Tiefe beleuchten helfen, als die Merkwürdigkeit dieser entstandenen Tradition beweisen.

**Es sind die Weisen, die zu Toren werden und die Toren zu Weisen**, hat es Paulus formuliert.

Es macht auf eine paradoxe Art Sinn, sich diesen Karfreitag anders zu erschließen und mit dem Kreuz zu „ergehen“. Den Gottesdienstraum zu verlassen und hinauszugehen. Denn das Unrecht, das benannt wird, schlummert in den Amtsstuben, vegetiert vor den Toren der Stadt, wird immer wieder oft kirchlich lau im Fürbittengebet aufgegriffen, aber nie in seiner dramatischen Schärfe, in all seiner Unmenschlichkeit benannt und angeklagt und zwar an den Orten, wo es geschieht.

Die Skurrilität des Zuges, dieser schweigenden oder singenden Menge, die von Touristen als Merk-Würdigkeit bestaunt oder auch begriffen wird, spiegelt die alltägliche Arbeit gut wieder. Hier symbolisiert der Zug „der um der Gerechtigkeit willen Leidenden“ auf eine bizarre Art die Rolle, die die Flüchtlings- und Menschenrechtsarbeit in der Gesellschaft einnimmt. Zwischen all denen, die zur Barkas-

senfahrt im Hafen anstehen, die die fröhliche Abwechslung und die touristische Ablenkung suchen, geht der Zug derer, die auf das Leiden hinweisen. Ein Fremdkörper in dieser Gesellschaft, wo das Unrecht nicht zählt, wenn es einen selbst nicht trifft.

**Welcher Theologie ist dieser Zug der Narren verpflichtet?**

Sicherlich den „politischen Nachtgebeten“, sicherlich einer Dorothee Sölle. Nicht ein triumphales Kreuz wird da am Karfreitag aufgerichtet, sondern an die Gekreuzigten unter uns, an die Entrechteten wird erinnert. Die modernen Kreuze in unserer Welt werden aufgezeigt. Und zwar nicht mit dem Fingerzeig „wir als die Besseren“, sondern als Mitleidende an der Ungerechtigkeit in unserer Welt.

In der Flüchtlingsarbeit, dieser Menschenrechtsarbeit, ist das Mitleiden an ungerechten Verhältnissen Alltag. Die Ohnmacht macht vor denen, die Menschen in Ausländerbehörden, auf Polizeistationen oder Abschiebungshaftanstalten begleiten, nicht Halt. Die Kriminalisierung, die Entwertung, die Herabsetzung von Menschen auf der Flucht ist alltägliche Erfahrung. Diese Erfahrungen der Entrechtung sind elementar. Als Begleiterin zum närrischen Gutmenschen abqualifiziert zu werden, der zu naiv ist, um zu begreifen, wie gemeingefährlich dieser Flüchtling, wie verlogen und wie schwer für die Gemeinschaft zu (er-)tragen er sei, hinterlässt Spuren.

Schuld und ihre theologische Dimension, aber auch Ohnmacht als Kreuzeserfahrung sind dabei auf diesem Weg von Station zu Station deutend auszulegen. Wenige in dieser Gesellschaft nehmen das Unrecht noch wahr. Die großen Medienkonzerne sind dazu übergegangen, die Fremden als willkommenen Sündenbock für viele Debatten zu benutzen, um den Sozialstaat als unbezahlbar zu demonstrieren: „Asyl-Schmarotzer“, „Sozialleistungserschlei-

cher“... Neben Hartz IV-Empfängern sind es vor allem die Flüchtlinge, die die Last der Ausgrenzung aus der Gesellschaft zu tragen haben. Sie werden zu Schuldigen gestempelt, die den Aufschwung verhindern, den Sozialstaat zu teuer zu stehen kommen, und somit den Anderen auf der Tasche liegen. Die Ursachen werden nicht hinterfragt, sondern eine reine Massenkampagne wird wohl dosiert gesteuert. Rassismus und Diskriminierung gehen damit Hand in Hand. Eine moderne Form der Apartheid ist längst eingeleitet. Die, die gesund sind und arbeitend die Gesellschaft voran bringen – und die, die davon ausgeschlossen werden und dabei als „selbst Schuld“ eingestuft werden. Aufklärerische sachliche Töne haben keine Chance, sie werden kaum wahrgenommen.

Die alltägliche Arbeit ist zudem geprägt von der Einsamkeit der in ihr Tätigen. Oftmals bekommt man die anderen Mitstreiterinnen und –streiter nur auf Tagungen und Fortbildungen in den Blick.

Gemeinsam Gottesdienst zu feiern, gemeinsam diesen auf die Straße zu verlegen, hat darum einen doppelten Effekt. Ich bleibe mit meiner Ohnmacht nicht stumm und allein. Es sind andere da, die mich hören und mit mir den Weg gehen. Und obendrein ist Öffentlichkeit da, die dies auch mitbekommt.

Die theologische Vertiefung im Vorwege ist dabei ebenfalls ein heilsames Erlebnis. Es erschließt sich in der Bibelarbeit noch einmal neu ein Deutungshorizont, der das Leiden an der Ungerechtigkeit eschatologisch aufgreift.



Es ist eine Art Vergewisserung für die Arbeit, die Erneuerung der Maßstäbe, der eigenen Werte. Die draußen vor den Toren der Stadt sind es, die das Fest feiern. Der christliche Kreuzes- und Auferstehungsglauben hilft, sich zu vergewissern, dass das Leiden an der Ungerechtigkeit Sinn macht. Dass die Gemeinschaft, mit der man unterwegs ist, Recht hat. Nicht im Sinne einer gesellschaftlich akzeptierten normierten Anerkennung, sondern einer Vorwegnahme dessen, was offenbar wurde im Kreuz und am Ende offenbar werden wird. Diese Feier der Menschenfreundlichkeit Gottes, die würdigende Feier seines Todes am Kreuze und seiner Ohnmacht, die er mit uns teilt, stärkt für den Weg, der vor uns liegt. In jedem Menschen kommt er uns entgegen, in jeder Ungerechtigkeit leidet er mit. Indem wir dies zur Sprache bringen, schaffen wir ihm und der Kreuzeserfahrung Raum. Und erst dann und gerade bei dieser Feier des Kreuzes, ereignet sich konkret ein Stück weit Auferstehung. Nämlich derer, deren Leid wir erinnern, derer, die sich müde gekämpft haben, weil das Schweigen, der Tod durchbrochen wird, die Einsamkeit und das Verschweigen ein Ende haben. Die gemeinschaftliche Feier stärkt und gibt Kraft. Im Tragen des Kreuzes ereignet sich mehr als die Klage. Wenn wir für die Menschenwürde von uns allen eintreten, geben wir Gott die Ehre. „Gastfreundlich zu sein vergesst nicht“, mahnt der Hebräerbrief. „Ich war fremd, ihr habt mich aufgenommen“, erinnert uns Jesus selbst.

**Und unsere atheistischen Freundinnen und Freunde?** Als Christinnen und Christen stehen wir im Alltag mit ihnen zusammen. Zu dem Kreuzweg erscheinen viele von ihnen, auch und gerade weil es eine andere Kirche ist, die da zusammenkommt, eine andere Gemeinschaft, die innerhalb der Gesellschaft ein anderes Gesicht von Kirche repräsentiert. Eine, die immer wieder aus der Geborgenheit der Gotteshäuser auszieht und das Kreuz da im Alltag, da im Dreck der Straße, vor der Verschlossenheit der Abschiebungsgefängnisse, in der Trostlosigkeit der Asylbewerberheime, angesichts der Abstumpfung in den Amtsstuben mit aufsucht.

Die Feier, der Prunk und die Festlichkeit anderer Prozessionen mag man vermissen. Aber das Gefühl, hier ereignet sich Gottesdienst, hier ist Gott mitten unter uns, ist selbst bei Regengüssen und Sturmwind im Hafen spürbar.

So kündigen wir auch in diesem Jahr wieder in einer sehr weltlichen Stadt wie Hamburg, die nichts mehr von Prozessionen weiß, bei der zuständigen Polizeiwache eine Prozession an. Eine Demonstration muss angemeldet werden, eine Prozession nur angekündigt. Es ist gut, diese Tradition eingeführt zu haben, obwohl die amtliche Verwirrung jedes Jahr neu vorprogrammiert ist. „Sie wollen was ankündigen...?“

*Fanny Detbloff*